Franz Rüdisser

ar hot so schö
muntafunerlat
hot i d bräti
und i d höchi
dia rächta tö
gfunda

jo – sakrment-
hot ar gseet
wo kon miar denn do ahi
sakrment
wenn der des derf
der türkisch buab

f.r.

Kulturerbe Mundart

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft" (J. W. Goethe in Dichtung und Wahrheit)

In diutiscun

Mundarten sind viel älter als unsere Schriftsprache. Sie waren die Geburtshelfer der sogenannten deutschen Hochsprache. Seit wann sprechen wir von Deutsch, von einer deutschen Sprache? *diutisc* -zum Volk gehörig – mit diesem althochdeutschen Wort wurden die Dialekte der verschiedenen germanischen Stämme und Gruppen zusammengefasst und gegen die romanischen Sprachen der Nachbarn abgegrenzt.

Um 1000 findet sich in einer Schrift des Leiters der Klosterschule in St. Gallen, Notker genannt Teutonicus, die zwei Worte *in diutiscun* (= in Deutsch). Ein Jahrhundert jünger ist das Pergament, auf dem ein Benediktinermönch in der Abtei Michaelsberg von *diutischi liuti* (= deutschen Leuten) berichtet.

Mit der Erfindung des Buchdrucks in der Mitte des 15. Jahrhundert, mit Luthers Bibelübersetzungen, siebzig, achtzig Jahre später begann die Zusammenführung und Verschriftlichung der vielen Varianten des Deutschen, des Fränkischen, Sächsischen, Bairischen, Alemannischen und anderer Dialekte, zu einer Standardsprache. Eine Medienrevolution und gewaltige Bildungschance für alle, die nicht Latein lernen mussten. Der Dialekt aber blieb für den Großteil der Bevölkerung bis weit herauf in unsere Zeit die Sprechsprache.

Sprache und Identität

Sprache ist viel mehr als Kommunikationsmittel. Sprache ist eng mit Identität verbunden. Die Schriftsprache verbindet mit einer großen Gruppe. Ein Dialekt als Muttersprache gibt das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die sich geografisch genau verorten lässt. Die Identifikation mit der eigenen Mundart kann sehr tief gehen. Sie bewegt als „meine" Sprache emotional, ist Ausdrucksmöglichkeit „die zu mir gehört". Der Mundartautor und Lehrer Elmar Fröweis hat seine Beziehung zu seinen zwei Sprachen in ein Bild gefasst: Schriftsprache ist mein Mantel, Mundart ist mein Fell.

Die beiden Worte Dialekt und Mundart werden üblicherweise, auch in der Wissenschaft, ohne Bedeutungsunterschied verwendet. *Dialektos* kommt aus dem Griechischen und bedeutet schlicht Unterhaltung. Nicht uninteressant ist, dass das Fremdwort mehr Verwendung findet. Das deutsche Wort wird oft mit Dichtung in Mundart in Verbindung gebracht, was möglicherweise seinen Gebrauch etwas einengt.

Wertvolles Kulturgut

Nicht jeder sieht die Mundart als Gut, als wertvolles Kulturerbe an. Sie ist das, auch wenn ihr Ansehen im Laufe der Geschichte oft schwankte. Was macht sie wertvoll?

Bundespräsident Van der Bellen hat bei seiner Antrittsrede im Europaparlament den Abgeordneten gesagt, dass er zweidreiviertel Sprachen spreche: Deutsch, Englisch und Kaunertalerisch. Er weigere sich, sein Kaunertaler-Tirolerisch „nur" als Dialekt zu bezeichnen. Eine Hörprobe für die Eigenheit dieser seiner als Kind gelernten Sprache lieferte er den verblüfften Zuhörern im Plenarsaal gleich dazu. Österreichs Bundespräsident hat damit, vermutlich sehr bewusst, der Sprache der Regionen einen wichtigen Dienst erwiesen.
Jede regionale Mundart ist ein Stück überlieferte Kultur. Jeder Dialekt ist ein vollwertiges sprachliches System. Zu anderen – deutschen – Systemen weist er Ähnlichkeiten auf und wird dadurch wechselseitig verstehbar. Jeder Dialekt hat einen eigenen reichhaltigen Wortschatz. Mundarten unterscheiden sich im Sprech-Rhythmus und in ihrer Tonalität. Zu benachbarten Regionen können diese erhebliche Unterschiede aufweisen. Dialekte haben eine eigene Grammatik, die aber nicht offiziell normiert ist und bei der Verschriftlichung ist man nicht an rechtschreibliche und grammatikalische Regeln gebunden.

In vielen seiner Wörter, seiner Sprichwörter und Lebensweisheiten bewahrt Mundart altes Wissen und Erfahrungen auf. Nicht nur für die Volkstumsforschung ist sie ein wertvoller Fundus. Dialekt bewahrt und ist offen für Neuerungen.

Als lebende Sprachen sind Mundarten ständiger Veränderung unterworfen. Gerade das Montafonerische ist gewachsene Sprache, setzt sich aus verschiedensten Sprachelementen zusammen. Der alemannische Wortschatz, oft in der walserischen Version, dominiert. Aber Wörter und Wortschöpfungen aus dem Rätoromanischen, einzelne keltische Relikte sind ebenso lebendig geblieben, wie Lehnwörter aus dem Französischen, Italienischen, Englischen.

Mundart auf der roten Liste?

Ist das Kulturgut Mundart gefährdet? Nun, in der Defensive sind die Dialekte bestimmt. Vorarlberg ist besonders reich an deutlich unterscheidbaren regionalen alemannischen Dialekten, die oft nur von einer relativ kleinen Gruppe von Mundart-Sprechern beherrscht werden. Je weniger Menschen eine Variante sprechen, desto größer ist die Gefahr, dass diese Form ausblutet.

Lustenau hat etwas über 22 000 Einwohner. Die Lustenauer Mundart, die sich durch schwer nachsprechbare Triphthonge (Dreifachlaute) auszeichnet, wird nach Angabe von Experten aus der Gemeinde höchstens noch von zwei- bis dreitausend Ortsbewohnern gesprochen. Wie viele von den sechzehn- bis siebzehntausend Bewohnern im Montafon sprechen den in vieler Hinsicht interessanten, wohlklingenden Dialekt des Tales? Ja, der Dialekt ist in der Defensive!

Geschichte einer Abwertung

Es sind nicht wenige, die Mundarten auf der roten Liste der sterbenden Sprachen sehen. Wenn in den Städten nachgewiesen wird, dass die Gruppe der Dialektsprecher im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung immer kleiner wird, so setzt sich ein Prozess fort, der sich seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts beschleunigt hat. Auch auf dem Land, in den Talschaften, besonders in Tourismusregionen wird immer weniger Mundart gesprochen. Die geschlossenen bäuerlichen Gesellschaften sind in vielen Regionen Geschichte. Schon mit dem Einzug der öffentlichen Medien in die Familien, mit Rundfunk, Fernsehen begann die Erosion der ortsüblichen Sprache. Die Änderung der Bevölkerungsstruktur durch Zu- und Abwanderung, die notwendige Flexibilität in der Arbeitswelt, verbunden mit häufigem Wohnungswechsel, diese und viele weitere Faktoren setzen dem Kulturgut Mundart zu.

Zwei weitere miteinander in Beziehung stehende Faktoren müssen genannt werden, die Goethes „Sprache der Herzen“ bedrohten und immer noch zusetzen. Erstaunlich!
Es sind: Bildung und Schule!

Ungebildete sprechen Dialekt

Die Sprache der Gebildeten war im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit Latein, das nach Gutenberg und Luther zunehmend von der neuen Schriftsprache Deutsch abgelöst wurde. Die Beherrschung der Schriftsprache ist seit dem 17. Jahrhundert ein wesentlicher Teil der Bildung. Der Dialektsprecher galt als ungebildet. Ungebildet wurde oft mit mangelnder Intelligenz gleichgesetzt.

Generationen von Lehrern bemühten sich, die Mundartsprache aus dem Unterricht zu verbannen. Noch nicht lange ist es her, dass angehenden Lehrerinnen und Lehrern von Ihren Ausbildnern eindrücklich aufgetragen wurde: Jeder Unterricht, in welchem Fach auch immer, muss Deutschunterricht sein! Heißt, im Unterricht darf nur Hochdeutsch gesprochen werden.

Noch heute missverstehen viele das Wort Hochdeutsch als Wertungskriterium. Diese Titulierung der Standardsprache impliziert, dass sie an der Pyramidenspitze der Sprachvariationen steht, darunter Umgangssprache, ganz unten Mundart. Diese Annahme beruht auf einem Irrtum. Der Sprachwissenschaftler kennt hochdeutsche und niederdeutsche Dialekte. Da geht es um Lautverschiebungen und nicht um einen wertenden Gegensatz zwischen Standardsprache und Dialekt.

Werden die verschiedenen Sprachvarietäten auf einer Ebene gesehen, wird damit ein anderes Verständnis in der Bewertung von Sprache ausgedrückt. Dialekt ist dann nicht mehr minderwertiger als die anderen Ausprägungen, sondern einfach in anderen Situationen angebracht. Für Schule und Lehrpersonal ein wichtiger Hinweis.

Mundart, eine Sprach- und Bildungsbarriere?

In den 60er- und 70er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden die Pädagogen erneut aufgeschreckt. Die damals weit verbreitete Sprachbarrieren-These beruhte auf der Annahme, dass eine Mundart ein an sich defizitäres Sprachensystem sei. Der amerikanische Sprachforscher Basil Bernstein hatte die Theorie aufgestellt, dass die Sprache der Unterschicht gegenüber der „elaborierten“ , hoch entwickelten Sprache der Mittel- und Oberschicht „restringiert“, also eingeschränkt und ausdrucksarm sei. Übernommen in den deutschen Sprachraum wurden eine Defizithypothese postuliert, die besagte, dass Dialekt dem restringierten Code, also einer minderwertigen Sprache gleichzusetzen sei.

Wissenschaftliche Schriften aus den 70er-Jahren lassen im Nachhinein erschrecken. Da wird behauptet, „dass Dialektsprecher im Durchschnitt geringere Schulleistungen erbringen, und zwar nicht nur im Fach Deutsch....“; dass das arme „Dialekt sprechende Kind mehr Hilfe von Seiten des Lehrers braucht“; dass es „eine umfassende Ersetzung (des Dialekts) durch die Einheitssprache“ brauche, „auch in denjenigen Lebensbereichen, in denen er am beharrlichsten in Gebrauch ist“. Dialektologe H. Löffler beschreibt drastisch, was in vielen Grundschulen, und nicht nur da, passierte: „Das Erlernen der Schulsprache Deutsch wird vielfach gleichgesetzt mit der Austreibung der verderbten und hinderlichen Un-Sprache Dialekt“ (1974). Eine Vorstellung, die längst nicht vollständig überwunden, heute noch in Schule und Gesellschaft anzutreffen ist.

Renaissance des Dialekts

Heute unterstützen Wissenschaft und Forschung die Renaissance des Dialekts! Renaissance leider nicht im Sinne, dass es plötzlich wieder viel mehr Dialekt-Sprechende gibt. Es sind Vertreter verschiedener wissenschaftlicher Zweige und Richtungen, die mit neuen und erstaunlichen Erkenntnissen an die Öffentlichkeit getreten sind. Sie sorgen mit ihren For-

schungsergebnissen für wichtige Klärungen und Wiedergutmachung am schlechten Ruf der Dialekte, den nicht unbeträchtlich auch Wissenschaft zu verantworten hatte.

Dialekt macht schlau!

Das meldet die Süddeutsche Zeitung im Sommer 2005. Eine Auswertung aktueller Pisa-Ergebnisse habe ergeben, dass im Bildungsvergleich Schülerinnen und Schüler aus intakten Dialektregionen in Deutschland -Baden-Württemberg, Bayern, Sachsen- deutlich besser abschneiden als deutsche Kinder und Jugendliche aus Gegenden, in denen das Standarddeutsch dominiert. Wenn man einwenden kann, dass möglicherweise weitere Faktoren die guten Ergebnisse beeinflussten - auffällig bleibt dies allemal.

„Dialektsprecher lernen früh, zwischen verschiedenen Sprachebenen zu unterscheiden," erklärt der Sprachwissenschaftler Heinz-Peter Meidinger. Das trainiere Auffassungsgabe und abstraktes Denken.

Nachweislich und verständlicherweise haben Kindern, die ihre ersten sprachlichen Erfahrungen mit Dialekt machen und sich dann die Standardsprache aneignen, einen größeren Wortschatz als die Einsprachigen. Sie entwickeln eine größere Sprachkompetenz, profitieren aber beispielsweise auch in Mathematik von ihrem sprachanalytischen Verständnis. Das bestätigt auch die Hirnforschung, die nachgewiesen hat, dass bei diesen Kindern das zuständige Zentrum im Gehirn besser entwickelt ist. Das wirkt sich dann auf die Leistungen im Schulfach Deutsch aus. An der Universität Oldenburg wurden über einige Jahre die Aufsätze der Schüler von der 3. bis zur 6. Schulstufe untersucht. Überraschendes Ergebnis nach der Auswertung von 20 000 Schüleraufsätzen: Dialektsprecher machten fast ein Drittel weniger Rechtschreibfehler.

„Der Dialekt ist für ein Kind die optimale Voraussetzung für jegliche weitere Entfaltung auf sprachlichem Gebiet", sagt Ludwig Zehetner, der an der Universität Regensburg bayrische Dialektologie lehrt. Voraussetzung für eine innere Mehrsprachigkeit ist die gefühlte Anerkennung, dass Mundart und Schriftsprache gleichwertig und beide vollwertig sind. Ein „Sprich doch schön!" der Eltern darf es in der Spracherziehung nicht mehr geben. Diese innere Mehrsprachigkeit hat für die Sprachentwicklung eines Kindes einen immensen Vorteil, der sich nachgewiesen beim Erlernen einer oder mehrerer Fremdsprachen auswirkt.

Emotionalsprache

Dialekt haben die Kinder in der Kommunikation mit Eltern, Geschwistern, mit nahen Mitmenschen gelernt. Damit beeinflusst diese „Muttersprache" auch später – lebenslang - Wahrnehmung und Emotion. Bleibt, wie der sprachmächtige Goethe erkannte, „die Sprache des Herzens". Die Schriftsprache lernen, trainieren und festigen diese Kinder als erste Fremdsprache in der Schule. Mundart bleibt die Emotionalsprache. Das können übrigens ihre Lehrerinnen und Lehrer auch bei sich selbst beobachten. In Gesprächen über emotionale Angelegenheiten, bei Ärger oder persönlicher Betroffenheit wechseln auch die Pädagogen in den Dialekt oder eine Umgangssprache. Das haben Forschungsergebnisse gezeigt, berichtet Sprachwissenschaftler Rudolf de Cillia von der Universität Wien. Stand-Pauken sind oft mundartlich gestimmt.

Nüt isch

Am Beispiel eines Gedichtes von Heinz Bitschnau im Montafoner Dialekt kann deutlich werden, über welch differenzierte Ausdrucksmöglichkeiten für Gefühle, in diesem Fall negative empfundene, die Mundart verfügt. Man muss diesen Text sprechen, um die herrlich lautmalenden Wörter zu hören. *Nüt isch /ducka düsla uskarnüsla /gnäppla lächla Lüt verhächla /stifla stupfa niffla schupfa /ugmannt uwörsch usör si /steckt asia dr Teifl dri!*

Aber nicht nur emotionaler Ärger, Enttäuschungen, die „zu Wort kommen" möchten, tun dies spontan im Dialekt. Auch Freude, Verbundenheit, Dankbarkeit finden den sprachlich passenden Ausdruck in der Begriffsvielfalt des Dialekts. Der - keineswegs „restringiert" - kennt viele Zwischentöne, kann Gefühle nuanciert und farbig ausdrücken, bietet spezifische Kommunikationsmöglichkeiten. *I hon di gära! Du mi net? Denn kascht mi gära ho!*

Aufgabe für die Schule

Hat die Schulbürokratie, vor allem aber haben die Praktiker in der Schule, Lehrerinnen und Lehrer, auf diese weitgehend gesicherten Erkenntnisse und Forschungsergebnisse schon reagiert? Der Schule kommt eine besonders wichtige Rolle zu.

Allzu lange war der Dialekt auf den Pausenplatz verbannt. Findet er nun auch einen regulären Platz im Klassenzimmer? Wann steht Förderung regionaler Dialekte im Lehrplan? Gehörte es nicht zum Bildungsauftrag der Schule, Kinder und Jugendliche sensitiver für ihre Dialekt-Muttersprache zu machen, ihr Bewusstsein stärken, damit sie diese mit Stolz als wichtigen Teil der eigenen Identität anerkennen?

Selbstverständlich bleibt das Heranführen der Schülerinnen und Schüler an die Schriftsprache und das Training zu einem regelgerechten Sprechen und Schreiben auf allen Schulstufen eine der wichtigsten Aufgaben unterrichtlicher Arbeit. Dazu gehört auch das Erkennen von Situationen, in denen die Standardsprache erforderlich ist. „Gleichzeitig erfahren sie wichtige Funktionen der Mundart," steht in den offiziellen Richtlinien des Bayrischen Kultusministeriums, „zum Beispiel Vermitteln von Vertrautheit und sozialer Nähe. Der Vergleich von Standardsprache und Dialekt, sowie anderer Sprachvarietäten wie Fach- und Gruppensprachen wird einerseits in der Sprachbetrachtung gefördert, erfolgt andererseits auch immer wieder im Zusammenhang mit eigenem Sprechen und Schreiben sowie der Mediennutzung." Schulische Förderung

des Dialektes geschieht schon. Ein Blick zu unseren Vorarlberger Dialektnachbarn bestätigt das.

Was isch a Muggaseggele? Baden-Württemberg

In Baden-Württemberg hat sich 2003 ein Arbeitskreis „Mundart in der Schule“ gebildet. Die Teilnehmer an den Beratungen des Kreises sind Mitglieder von Mundartvereinen und interessierte Lehrkräfte. Aus den ersten zwei Projektideen wurden regelmäßige Schulveranstaltungen. Mundartautoren, Dialekt sprechende und singende Interpretinnen, Sänger, Kabarettistinnen werden regelmäßig in Schulen eingeladen. Damit sind tausende Schülerinnen und Schüler in allen Altersstufen erreicht worden.

Höchste Landespolitiker bedankten sich wiederholt für diese „engagierte kulturelle Arbeit mit den Schulen“. Angemerkt von schulpolitischer Seite wird, dass dadurch „auch das in den neuen Bildungsstandards geforderte Kennenlernen der verschiedenen Erscheinungsformen und Färbungen der deutschen Sprache und des regionalen Kulturguts maßgeblich unterstützt“ wird.

Naseweis und wunderfitzig

Um die Eigeninitiative und Kreativität der jungen Menschen anzuregen, wurde 2007 erstmals in ganz Baden-Württemberg ein Wettbewerb für Grund-, Haupt-, Realschulen und Gymnasien ausgeschrieben. „Naseweis und wunderfitzig“ zu sein, so der Titel des Bewerbs, dazu waren die Teilnehmer aufgefordert und eingeladen zu kreativem und spielerischem Umgang mit dem Dialekt. Preise gab es für Einzelne und für Klassen.

Wunderfitzig, also neugierig waren dann wiederum viele, als dieser Wettbewerb in den Jahren 2012, 2013 und 2016 wiederholt wurde. Naseweis, besserwisserisch im positiven Sinn, sehr kreativ zeigten sich Klassengemeinschaften beim 2. Bewerb. Prämiert wurden ein Hörspiel, ein Buch, eine Zeitung, eine CD, alle als Gemeinschaftsarbeit entstanden. Eine Computer-Schau und ein Puppentheater gewannen im darauf folgenden Jahr.

Besonders interessant ist das Siegerprojekt 2016. Gewonnen hat eine 5. Klasse Gymnasium aus Sindelfingen. Beteiligt waren 30 Schüler aus 15 Nationen! Diese Klasse löste eine Schwierigkeit und beantwortete eine oft gestellte Frage –„Was tut man im Unterricht mit denen, die nicht Dialekt sprechen?“ – äußerst elegant. Die Jugendlichen drehten einen Film mit dem Titel „Die Schwabenschule – oder – Was isch a Muggaseggele?“. Filmidee: Menschen aus verschiedenen Ländern besuchen eine schwäbische Schule, um Sprache und Eigenheiten dieser indigenen Bevölkerung kennen zu lernen.

Schwätz schwäbisch

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Mit einem Augenzwinkern und lustvoller Selbstironie machte die Regierung des Landes Baden-Württemberg vor einigen Jahren eine nachweislich, so der zuständige Minister, erfolgreiche Sympathiewerbung für ihr Land und damit indirekt auch für den Dialekt.

„Schwätz g‘scheit, schwätz schwäbisch“ ist nicht nur als Aufkleber auf manchem Auto zu sehen, es steht auch auf dem Deckel eines Buches von Hubert Klausmann. Dieser lehrt an der Universität Tübingen. War Mitarbeiter beim Vorarlberger Sprachatlas. Schwerpunkt seiner Forschungsarbeiten sind die Sprachen in Südwestdeutschland. In seinem Buch „Schwäbisch“ geht er dem Ursprung der Mundart nach, beantwortet Fragen, warum es Dialekte gibt. Der Verlag nennt werbend „Schwäbisch - die Sprache der wichtigsten Investoren unserer Zeit“. Kein Wunder, dass Klausmann auf die Frage, ob der Dialekt vom Sterben bedroht ist, versichern kann: „Der Dialekt geht nicht verloren. Die Globalisierung führt zu einer mehrschichtigen Mehrsprachigkeit, aber auch zu einer Wiederaufwertung des Regionalen und damit auch des Dialekts“.

Mundart – die gute Grundlage der Bildung Bayern

Drei verschiedene Dialekte werden im Freistaat Bayern gesprochen: Bairisch, Fränkisch und Schwäbisch. Ein besonderes Verhältnis haben die Bayern zu ihrer Muttersprache immer schon gehabt.

„Die Vielfalt der Dialekte in Bayern ist ein großer kultureller Schatz, den es zu pflegen gilt. Daher müssen wir einerseits immer wieder deutlich machen, wie wertvoll diese Sprachenvielfalt ist. Zum anderen wollen wir die vielen Dialekt-Muttersprachler einladen, ihren Sprachschatz aktiv zu nutzen und zu bewahren“, so Reinhold Bocklet, Vizepräsident des Landtages. Anlass zu seiner Rede war die vom Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst 2015 neu aufgelegte, aktualisierte und erweiterte, vierhundert Seiten starke Broschüre „Dialekte in Bayern“. Eine Handreichung für Lehrkräfte auf allen Stufen, die jede Schule im Freistaat erhielt. Denn, so Staatssekretär G. Eisenreich „Dialekte sind auch ein wichtiger Teil der bayerischen Identität. Wir wollen daher, dass die Kinder auch an den Schulen in Bayern ihren eigenen Dialekt pflegen und andere Dialekte kennen lernen“. Diese 2006 erstmals herausgegebene Publikation hat Wirkung erzielt und einen wesentlichen Einfluss für die erstaunliche Neubewertung des Dialekts ausgeübt. Denn nun passen Schule und Dialekt auf einmal zusammen. „Mundart ist kein Manko, sondern eine Bereicherung und eine gute Grundlage der Bildung“, so Siegfried Schneider, Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultur. Das Thema Mundart ist in allen Schularten im Lehrplan verankert.

Doch die in Bayern politisch Verantwortlichen erwarten sich von dieser Neubewertung des Dialekts nicht nur einen schu-

lischen Leistungszugewinn, diese Förderung soll auch das Heimatgefühl stärken. Deshalb sind Schulen, Universitäten, Akademien, Vereine und Verbände aufgefordert, sich mit „großem Einsatz der Sprach-, Heimat- und Traditionspflege zu widmen, die in der Bayerischen Verfassung fest verankert ist. Erhalten die Mundarten den „ihnen gebührenden Stellenwert", wird das, so die Erwartung, auch die Verbundenheit mit der bayrischen Heimat stärken.

Dialekt UND Hochsprache!

Die Lehrerschaft ist schon im Boot. Er sorge sich um den Dialekt, der immer noch zu oft diskriminiert und stigmatisiert werde, warnt Klaus Wenzel, Vorsitzender des Bayrischen Lehrer-und Lehrerinnenverbandes. Eltern müssten umlernen, denn „das Vorurteil, Mundart behindere die Sprach- und Lernfähigkeit Heranwachsender, sollte schnellstens abgebaut werden". In der Bildungsdiskussion habe sich schon längst die Überzeugung durchgesetzt, dass Mehrsprachigkeit, in diesem Fall das Erlernen von Mundart und Schriftsprache nicht nur die sprachliche und kognitive, sondern auch die soziale Entwicklung von Kindern positiv beeinflusse. Wenzel fordert die Schulen auf, den Dialekt stärker zu unterrichten.
Der Lehrerverband hat sich Unterstützung für die Arbeit in der Schulstube beim „Förderverein Bairische Sprache und Dialekte" geholt. Der stellt Grundschulen Ratespiele – „Woaßt as?" – und Lernmaterial – „Bairisch macht schlau!" – zur Verfügung. Der Vorsitzende des Fördervereins, Horst Münzinger, verspricht: „Je unbefangener und häufiger Kinder Mundart reden dürfen oder an sie herangeführt werden, desto reichhaltiger wird das Wortinventar und die Vorstellungskraft des Kindes".

In der Handreichung des Kultusministeriums ist ein schon älterer Essay des Dialektforschers Werner König aufgenommen worden, der ein, wie er meint, Problem des sprachlichen Selbstbewusstseins des deutschen Südens anspricht. Es gebe eine „Ideologie der sprachlichen Überlegenheit des Nordens". In großen Teilen Norddeutschlands sind die Dialekte verschwunden oder werden nur noch von wenigen gesprochen. Dort ist die Schriftsprache auch Umgangssprache. Das schönste gesprochene Hochdeutsch reklamieren die Hannoveraner für sich. W. König glaubt, eine Diskriminierung von Sprechern mit Dialektfärbung in öffentlichen Medien und Bildungseinrichtungen festgestellt zu haben. „Mir wäre am liebsten ein Gesetz wie in Norwegen, das verbietet, Kinder wegen ihrer Aussprache zu kritisieren", sagt er.

Noch sind nicht alle Eltern mit dieser Entwicklung einverstanden. Noch sehen nicht wenige die Mundart als Feind für die Bildungschancen ihrer Kinder. „Wenn du was werden willst, musst du schön sprechen..." Dass Dialekt in der bayrischen Schule zum Partner beim Standard- und Fremdsprachenerwerb erklärt geworden ist, davon muss man manche irritierten Mütter und Väter noch überzeugen. Aber Bairisch macht ja schlau!

Der Pisa-Schock – Schweiz

In der Schweiz sorgt der „Pisa Schock" zu Beginn dieses Jahrtausend noch immer für Probleme und einige Unruhe. Als die schwer enttäuschten Bildungsverantwortlichen in der Deutschschweiz die international vergleichbaren Ergebnisse der Schulleistungsuntersuchung erfuhren, wurde ein nationaler Aktionsplan, genannt Folgemaßnahmen zu Pisa 2000, erstellt. Man führte das schlechte Abschneiden der Schülerinnen und Schüler auf mangelnde Kenntnisse des Schriftdeutschen zurück. Das „Lese-Debakel" sollte mit einer sprachlichen Frühförderung schon im Kindergarten, mit erweiterter Sprachförderung auf allen schulischen Ebenen und speziellen Projekten für Migranten möglichst schnell ausgemerzt werden. Die Bildungspolitiker glaubten das Heilmittel gefunden zu haben. Hochdeutsch! Schon im Kindergarten sollte die Schriftsprache politisch verordneter Standard werden.

Das Sprachenthema bewegte die Bevölkerung. Hat doch der Dialekt, eng mit der Schweizerdeutschen Identität verbunden, ein hohes Prestige. Damit boten die Maßnahmen, was zu erwarten war, vielfachen Stoff für politische und ideologische Streitgespräche. Auch nicht überraschend, besetzten recht rasch politische Parteien das Thema. Die Unterrichtssprache zu regeln ist in der Schweiz Aufgabe der Kantone und der Konferenz der Erziehungsdirektoren. Das erschwerte eine gesamtstaatliche Übereinkunft, obwohl die Weisung klar war: Es wird konsequent Hochdeutsch gesprochen! Auch im Kindergarten!

Ja zur Mundart im Kindergarten

Im Kanton Zürich errangen die Gegner dieser Sprachenpolitik einen ersten Erfolg. Kantons- und Regierungsrat, der Lehrerverband und die Schulpräsidien hatten die Initiative „Ja zur Mundart im Kindergarten" entschieden abgelehnt. Bei der Volksabstimmung stimmten 54 Prozent dafür, dass in den Kindergärten des Kantons Dialekt als Unterrichtssprache gilt – und Hochdeutsch in Nischen verbannt wird. Mitinitiatorin Gabrielle Fink freute sich, weil „ein Sprachenmischmasch im Kindergarten nicht gut ist und weil sich die fremdsprachigen Kinder am besten integrieren können, wenn sie Mundart lernen".

2014 erreichte René Kunz, Urheber und „Vater der Aargauer Mundart-Initiative", seinen größten politischen Erfolg. Die Mehrheit stimmt bei der von ihm persönlich maßgeblich mitinitiierten Abstimmung zu, dass in allen Aargauer Kindergärten die Unterrichtssprache grundsätzlich Mundart wird. Hochdeutsch ist nur noch in Unterrichtssequenzen - Vorlesen, Kennenlernen von Reimen, Versen oder Liedern - vorgesehen. Kindergärtnerinnen müssen ab 2018/19 Mundart sprechen können!
Kunz ist Mitglied der Schweizer Demokraten, die bei landesweiten Wahlen weniger als einen Prozentpunkt der Stimmen erhalten. Die SD ist eine konservativ-nationalistische Partei die als „Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat" gegründet worden war.

Im Aargauer Nachbarkanton St. Gallen wird das ganz anders gesehen. Die Lösung, Kinder im „Chindsgi“ langsam ans Hochdeutsche heranzuführen, habe sich bewährt, sagt der Rektor der Pädagogischen Hochschule Erwin Beck.

Kulturkrieg um Sprache

Beim Kulturkrieg um Kindergarten- und Schulsprache ist noch kein Friedensvertrag geschlossen worden. Die rechtsstehende Schweizer Volkspartei (SVP) hat auch in anderen Kantonen „Begehren“ eingebracht oder die anderer unterstützt.

Manchmal blasen auch Nichtpolitiker ins Feuer. Wenn Literaturprofessor Peter von Matt doziert, es sei ein Wahn, wenn Mundart als Muttersprache, Hochdeutsch als Fremdsprache bezeichnet werde, so stößt das viele vor den Kopf. Vermittelnd ist auch nicht, wenn er jene, die im Dialekt bleiben, wenn sie mit einem Schriftdeutsch-Sprechenden kommunizieren, als „ungehobelt, bäurisch und stillos“ tadelt.

In der nationalsozialistischen Zeit war die Mundart für die Schweizer ein wichtiges Element der geistigen Landesverteidigung, weil man sich damit auch sprachlich von den Deutschen unterscheiden konnte. Mundart darf auch heute für das „Heimische“ stehen, aber nicht in Opposition, abwehrend gegen eine große Welt draußen.

Konfliktarme Koexistenz Liechtenstein

„Der Problematik zwischen Standarddeutsch und Mundart, die in der benachbarten Schweiz mittlerweile Bibliotheken füllt, ist man sich in Liechtenstein in diesem Rahmen offensichtlich gar nicht bewusst. Wie die durchgeführten Untersuchungen aufzeigen, ist die Unterrichtssprache unter den Lehrern kaum ein Thema, das zu Auseinandersetzungen führt“. Das schreibt 1994 Roman Banzer in seiner Dissertation „Die Mundart des Fürstentums Liechtenstein“. Banzer lehrt an der Universität Liechtenstein und ist Leiter des Literaturhauses. Mitte der 90er-Jahre gaben 95 Prozent der befragten Lehrpersonen an, dass „von einer Mundartpflege im Unterricht nicht gesprochen werden kann“. Hat sich bis heute etwas geändert? Banzer verweist auf eine konfliktarme Koexistenz von Dialekt und Standardsprache, wenn er feststellt: „Man spricht Mundart und schreibt Hochdeutsch und dies ohne Ansehen von Schicht, Bildung, Stellung im Beruf oder anderen Rededeterminanten“.

Roman Banzer verweist in seiner Schrift auch auf Eigenheiten beim Vorarlberger Nachbar, die aktuell geblieben sind. „Kennzeichnend ist, dass dieses Randgebiet zwischen alemannischen und bayerischen Dialekten eben auch aus pragmatischer Sicht eine Zwischenstellung einnimmt. Die Mundart beherrscht hier viel mehr Domänen als im restlichen Österreich und besitzt - ähnlich wie in der Schweiz - Identifikationscharakter zur Betonung der politischen und kulturellen Eigenständigkeit. Andererseits will man aber nicht «hinter Wien zurück stehen » und ist aus diesem Grund natürlich darauf bedacht, den negativ besetzten Dialekt durch eine elitär wirkende Umgangssprache zu ersetzen.“

Mundart gehört gepflegt Österreich

Etwas mehr als tausend Personen befragte das IMAS-Institut 2014 über ihre Einstellung zum Dialekt. Aus den Antworten lässt sich eine gewisse Ambivalenz ablesen. Der Aussage, dass Mundart für die Kultur besonders wichtig sei und gepflegt gehöre, dem stimmten neun von zehn österreichische Frauen und Männer „voll und ganz“ oder „einigermaßen“ zu. Die im Westen sind noch mehr als die im Osten überzeugt, dass Dialekt ein Identitätsmerkmal ist. Insgesamt zeigt sich eine breite Akzeptanz und Aufforderung diesen integrativen Bestandteil der eigenen Kultur mehr zu pflegen!

Andererseits würde es jeder Zweite wichtig finden, wenn man in Österreich etwas mehr Hochdeutsch spricht. „Menschen, die einen starken Dialekt sprechen, wirken oft etwas komisch.“ Dieser Aussage widersprechen drei Fünftel der Befragten und geben damit wieder Goethe Recht, der meinte, dass „beim Dialekt die gesprochene Sprache anfängt“.

Leider sind Rückschlüsse auf die Einstellung in den verschiedenen Bundesländern nicht möglich. Wäre interessant in Hinblick auf das Ergebnis der Frage, welchen Bundesländer-Dialekt Frau/Mann am sympathischsten finden. Das Kärntnerische, gefolgt vom Tirolerischen und Oberösterreichischen, lag an der Spitze, ganz am Ende Vorarlbergs Mundart. Ergebnis eines Statistikproblems – nur fünf Prozent Österreicher sind Vorarlberger? Oder doch ein Ergebnis der Schwierigkeit, dass dieses Kommunikationsmedium alemannische Mundart in der bairisch-österreichisch geprägten Sprachenwelt schwer zu verstehen ist.

Dialekt überwindet auch dieses Hindernis, besonders wenn er musikalisch auftritt. Das Verstehen der Mundarten aus dem Bregenzerwald, besonders wenn eine aus dem tieferen „Wald“ kommt, kann selbst für Vorarlberger ein Problem darstellen. Das Video des Holstuonarmusigbigbandclubs „Vo Mello bis ge Schoppernou“ erreichte in knapp vier Monaten (2010) über eine Million Aufrufe auf Youtub. Seit kurzem ist im Internet die köstliche Version eines im Walgau lebenden jungen Flüchtlings aus Syrien zu hören. Ein Beweis, dass der Dialekt nicht immer in seinen engen Grenzen bleiben muss.

S Wälderbähle oder Vo Mello bis ge Schoppernou

Lieder in Mundart gehörten schon immer zum Kulturkanon in den Regionen. Pflichtschullehrer hatten ein Verzeichnis heimischer Dialektlieder, die sie Mädchen und Buben ab der Grundschule beizubringen hatten. Für die Älteren ist dieses Liedgut immer noch ein Fundus fürs gemeinsame Singen.

Ende der 60er-Jahre begannen Dialektsängerinnen und Liedermacher, ausgehend vom Wiener Raum, ihre Texte mund-

artgerecht zu präsentieren. Diese Musiker, Austropoper und Ohovoradelberger, die Mundart als Stil- und Ausdrucksmittel entdeckten, haben der Sprache einen wichtigen Dienst erwiesen. Sie erreichen damit junge Menschen, die traditionelles Liedgut im Dialekt oft nicht mehr <cool> finden.

Seit es auf Lustenauerisch, auf Wälderisch, Walserisch, Montafonerisch „rapt und bluest", es im Ländle „rockt und groovt", entsteht so etwas wie Stolz auf die eigene sprachliche Eigenart, darauf wie der „eigene Schnabel gewachsen" ist. Dass manchmal in einem Standard-Vorarlbergerisch getextet wird, kann, muss man nicht unbedingt bedauern. Ein „bissele weh tut es", wenn im Alemannischen, das keinen Imperfekt kennt, ein „wir warn in..." zu hören ist. Unter der Kampfparole „Rettet das GSI!" setzen sich engagierte Mundartfreunde für das identitässtiftende GSI des Gsi-Bergers ein. Dieser Einwand führt zurück zur wichtigen Frage, ob Sprachentwicklung steuerbar ist. Welche Aufgabe kann sich die Mundartpflege stellen? Sammeln und Konservieren eines alten Wortbestandes für museale Zwecke wohl nicht. Mundart, die lebt, wird sich ändern. „Menschen sprechen mit anderen Menschen und Sprachentwicklung findet immer in der Gemeinschaft statt", sagt der Hirnforscher Manfred Spitzer.

Unsere Nachbarn in der Schweiz und im Süden Deutschlands haben bereits viele Modelle entwickelt, die auch auf unsere Bildungseinrichtungen übertragen werden können. Dialektsängerinnen, Mundartautoren, die Schulen besuchen, gibt es auch hier.

Mundart ist Literatursprache

Dialektschreiber setzen sich schon lange dafür ein, dass Mundarten als Literatursprachen anerkannt werden. Seit den 60er-, 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts ist das zunehmend gelungen. Mit dem Gedichtband *med ana schwoazzn dintn* verhalf H.C. Artmann dem Dialektgedicht in Österreich zur literarischen Anerkennung.

Auch in Vorarlberg fanden sich bald mehr Autorinnen und Autoren, die mit ihren Texten aus der traditionellen Heimatdichter-Ecke heraus kamen. Adolf Vallaster und andere organisierten Ende der Siebziger-Jahre die ersten Batschunser Mundarttage, die seither jährlich der Begegnung und der Weiterbildung dienen. Für die Autorenvereinigung „Literatur Vorarlberg" ist der Arbeitskreis Mundart „ein wichtiges Standbein".

Wirkt in der früheren Mundart-Dichtung noch das romantische Lyrikverständnis des 19. Jahrhunderts nach, so verzichten nun immer mehr Mundart-Texter auf Vers und Reim, auf Strophe und festgelegte Metrik. Neue soziale Themen werden angesprochen. Gesellschaftskritische Blicke auf Zustände äußerten sich in Protesten. Mit dem Experiment wächst die Erfahrung, dass die Dialekt-Sprache künstlerische Ausdrucksformen ermöglicht, die unsere Hochsprache nicht leisten kann. „Auf Dichtung in Mundart sei nicht zu verzichten; sie bereichere, diversifiziere, falte aus, verfeinere und vergröbere unsere deutschsprachige Belletristik", schreibt Rainer Stöckli, einer der besten Kenner der Mundartliteratur im deutschen Sprachraum.

Schreiben wie ich denke

Und warum eigentlich sollen Dialekttexte nicht im Unterricht entstehen dürfen? Eine geistbefreiende Abwechslung, die außerdem den großen Vorteil hat, dass die Lehrer keine Rechtschreibfehler anstreichen können. Kreative Schreib-Workshops im Klassenzimmer? Schreiben in der Sprache, in der ich denke, kann nicht falsch sein.

Dialekttexte lesen? Schwierig, auch bei der eigenen Mundart, sagen viele. Es ist ein anderer Leseprozess, er ist langsamer, ist gründlicher als bei der Schriftsprache. Was könnte das heißen, fragen wir uns oft dabei. Regt das Denken an. Macht Freude, wenn wir Wörter und Sätze zum Klingen gebracht haben.

Je mehr die Nationalstaaten in immer größer werdenden politischen Gebilden an Bedeutung verlieren, desto stärker findet sich auch ein neu entdecktes regionales Kulturbewusstsein. Der regionale Dialekt ist ein Tortenstück überlieferter Kultur. Mundart ist identitätsstiftend und eine gefestigte Identität ist eine gute Voraussetzung für die Begegnung mit dem Fremden, mit den Fremden. Wir werden zunehmend auch in der eigenen Region mit einer Vielfalt von Kulturen, Sprachen und Religionen konfrontiert. Das erzeugt Unsicherheit, macht vielen Angst. Zuversichtlich stimmt diese gesicherte Erfahrung: Je mehr man mit der eigenen Kultur verbunden ist, desto offener ist man gegenüber anderen Kulturen.

Kann man Dialekt lernen?

Sollen Kinder, die nicht mit Dialekt aufgewachsen sind, diesen in der Schule lernen? In der Schweiz wird das von verschiedenen Gruppen gefordert, in einzelnen Kantonen, z. B. Aargau, ist der Unterricht in „Schwitzerdütsch" im Kindergarten gesetzlich verpflichtend.

Bei uns ist vermutlich eher zu fürchten, dass das Verlangen, die Förderung eines muttersprachlichen Dialekt-Unterrichts in den Aufgabenkatalog der Schule zu übernehmen, bei Pädagoginnen und Pädagogen vom Kindergarten bis zu Höheren Schulen auf Widerstand stößt. Möglich, dass diese Forderung viele Eltern nur zögerlich auch zu der ihrigen machen. Und was ist mit Lehrerinnen, Lehrern, die nicht Dialekt sprechen? Sie erhalten eine gute Gelegenheit von ihren Schülern zu lernen.

Viele Gegenargumente sind berechtigt und müssen ernst genommen werden. Dialekte als Zweit- oder Drittsprache zu lernen, wäre sehr schwierig und macht nicht Sinn. Für manche Vokalabfolgen in besonders „geprägten" Dialekten braucht man tatsächlich den dafür „gewachsenen Schnabel". Es gibt in der sprachlichen Entwicklung eines Kindes dafür ein „offenes Zeitfenster". Ist dieses geschlossen, braucht es eine besondere Begabung, um beispielsweise den Lustenauer

„Äuoli-Test“ zu bestehen oder bis man auf Wälderisch „mîtanônd redôt“.

Beim „Dialektunterricht“ in der Schulklasse ist es keineswegs notwendig, dass alle den Ortsdialekt sprechen. Die Beschäftigung mit diesem Kulturgut bietet auch für Zugezogene, Nur-Standardsprecher, Immigranten- und Flüchtlingskinder viel Wissenswertes. Dialekt lädt ein zum lautmalenden Spiel mit der Sprache. Der Rhythmus kann erlebt, die Sprachmelodie erspürt werden. Wer erfahren hat, welchen Spaß Kindergarten- und Grundschulkinder mit nichtdeutscher Muttersprache mit Auszählreimen im Dialekt haben - und wie sie das mit den „Hiesigen“ im Spiel verbindet, weiß um den Wert dieser Erfahrung. HüsleHäsleMüsleGräsle singen Kleinen, und diese Lieder bringen Kinder zusammen, auch wenn sie in weit auseinanderliegenden Orten und Ländern geboren wurden. Ulrich Gabriel´s Bemühungen, die Einheimischen mit den Zwei- und Dreiheimischen nicht nur im Lied zu vereinen, haben immer auch Kinder einbezogen. Seine Dialektlieder werden über Sprachgrenzen hinweg Ohrwürmer.

Dazugehören

Es ist nicht Aufgabe der Schule, den Kindern Dialektsprache zu lehren. Sie zu verstehen aber ist für alle, die hier wohnen, hilfreich. In der Schweiz gibt es Projekte, in denen Flüchtlingskinder im Unterricht, erwachsene Immigranten in Deutschkursen, unterscheiden lernen, was Standardsprache und was Dialekt ist.

Es wäre ein schlimmer Missbrauch der Mundart, wenn sie zur Abgrenzung gegenüber Anders-Sprechenden eingesetzt wird, als Kennzeichnung, wer dazu gehört. Und wer eben nicht! Jede Form von Mundart-Pflege als Bildungsauftrag muss einbeziehen, darf nicht ausschließen. Es gilt den Stolz auf die eigene Dialektsprache Anderssprechenden mitzuteilen, sie neugierig zu machen, die Versuche nachzusprechen und das Verstehenwollen zu verstärken.

Mundart-Unterricht braucht Fantasie. Projektunterricht mit Forschungsanspruch schickt Mädchen und Buben auf die Suche nach Dialektwörtern, die aus dem Sprachgebrauch zu verschwinden drohen, und bezieht damit die älteren Menschen im Dorf mit ein. Fragt nach Bedeutungen. Erhebt Veränderungen und Weiterentwicklung. Stellt Vergleiche mit benachbarten Regionen an. Schultheater in Mundart, vielleicht mit Wortspenden der neuen Mitschüler, gefällt auch Eltern. Mundart heißt Dazugehören. Valentina, fünfjähriges Flüchtlingskind, macht ihren Besuch darauf aufmerksam, dass man mit ihr „muntafunerisch schwätza“ könne! Ein Grüßen im Dialekt ist bald gelernt – um dann vielleicht erstaunt festzustellen, ein wieviel Mehr an Freundlichkeit das entgegen bringt.

Auftrag und Versuch einer Zusammenfassung

Mundarten waren lange vor der deutschen Standardsprache da. Als wichtiges kulturelles Erbe bewahren sie viele alte Sprachformen, die in der Hochsprache nicht (mehr) zu finden sind. Der Dialekt ist ein vollwertiges sprachliches System mit eigenem Wortschatz und eigener Grammatik. In ihrer Tonalität und Melodik, ihrem Sprechrhythmus können sich Mundarten aus nahe beieinander liegenden Regionen stark unterscheiden. Eine Vielfalt die es zu erhalten gilt. Dialekte sind lebende Sprachen und reagieren schneller auf Neuerungen und Veränderungen als die Hochsprache, die Rücksicht auf überregionale Normierung nehmen muss.

Die Dialektsprache ist nicht allein Kommunikationsmittel. Beim kleinen Kind entwickeln sich Sprache und Identität gleichzeitig. Ist die Familiensprache Mundart, entwickelt der junge Mensch einen starken emotionalen Bezug zu dieser seiner Muttersprache, die er von ihm nahe stehenden, ihn liebenden Personen gelernt hat. Dialekt wird zur Emotional-Sprache, in der auch Erwachsene ihr Denken und ihre persönlichen Gefühle oft am besten ausdrücken können.

Das Dialektsprechen ist eng mit dem Wachsen der kulturellen Ich-Identität verbunden, bei der die Umwelt eine große Rolle spielt. Damit wird Sprache zu einem Stück Heimat. Einem Stück Heimat, das man überall hin mitnehmen kann. Schnell stellt sich auch Vertrautheit bei der Begegnung mit einem Du-Gegenüber ein, die oder der „meine“ Sprache spricht.

Mundarten sind generell in Städten, aber auch in manchen anderen Regionen in der Defensive. Grund sind große gesellschaftliche Veränderungen, wie auch eine oft noch vorhandene Nachwirkung einer Diskriminierung der Dialekte als „Sprachbarrieren“ für Bildung. Im Gegensatz dazu weisen neue wissenschaftliche Erkenntnisse auf die große Bedeutung des Dialekts als „optimale Voraussetzung für jegliche weitere Entfaltung auf sprachlichem Gebiet“ hin. Und nicht nur das: Dialektsprecher haben einen größeren Wortschatz, eine größere Sprachkompetenz, lernen früh zwischen Sprachebenen unterscheiden. Sie profitieren von ihrem sprachanalytischen Verständnis auch in anderen Bildungsbereichen.

Deshalb sind alle Bildungseinrichtungen, Kindergarten, Schulen gefordert. Wo Mundart Bestandteil der sprachlichen Fähigkeiten der Schülerinnen und der Schüler ist, muss das im Unterricht berücksichtigt werden. Das bedeutet, dass Mundart respektiert und Bestandteil pädagogischer Arbeit werden muss. Sie ist Bereicherung. Neugier und gemeinschaftsförderndes Interesse am Dialekt soll auch bei Kindern und Jugendlichen geweckt werden, die mit der Hochsprache oder einer nicht-deutschen Muttersprache sprachlich sozialisiert wurden. Wenn Integration ernst genommen wird, sind diese Bemühungen wichtig. Bewährte Modelle für eine Förderung des jeweiligen Dialekts, für ein kreatives Einbeziehen durch Spiel, Gesang, Kunst gibt es schon viele.

Unser kulturelles Erbe Mundart, das glücklicherweise noch sehr lebendig ist, gut zu verwalten, ist ein Auftrag.